

Aus Augustin Kellers Studienjahren

Autor(en): **E.Z.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

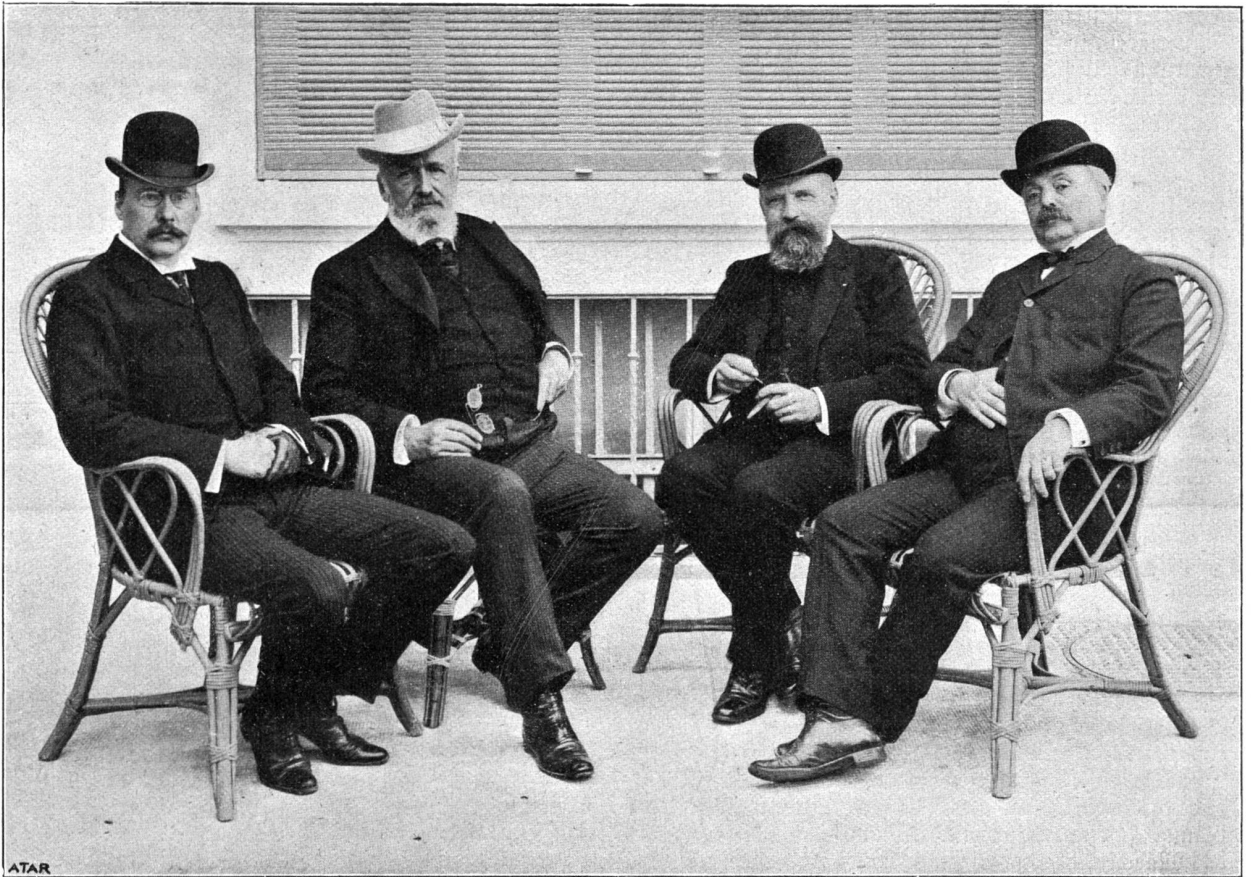
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575965>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



ATAR

Vom diplomatischen Diner zu Chexbres (23. Sept. 1905). — Phot. M. Ch. Lacroix, Genf. — Von links nach rechts die Herren Dr. Leo Vogel (schweizerischer Gesandter in Washington), Dr. Alfred de Claparède (Gesandter zu Berlin), Dr. Charles Lardy (Gesandter zu Paris) und Dr. J. B. Pioda (Gesandter zu Rom).

das verlas er alles haarklein. Und dann die Gebinge, Gefahr und Wart, Nutzen und Beschwerde. Nicht um eine Silbe durfte der Stil der Santbedingungen von den alten vielhundertjährigen Urkunden abweichen.

Die Käufer knurrten ob der langen Rede. Der Wagen mochte ihnen knurren, und was zum Blumattheimen gehörte und nicht, das wußten sie, da sie alle von jung auf am Sonnenberg gewohnt, besser als der Obervogt.

Der Heimenjost machte das erste Angebot: 47,500 Pfund*). Sie schnellten alle die Köpfe auf, erschrocken, verwundert. So geschah's allemal, wenn sie in der Sonntagspredigt das Amen aus dem Schlafe riß. Sie rissen die Augen auf; aber statt nach der Kanzel gingen ihre Blicke nach dem Heimenjost. Unendlich reich schien ihnen der Bursch — 47,500 Pfund, das hatte den andern allen die Nase draus!

„47,500 Pfund zum ersten . . .“

*) Alte nidwaldnische Rechnungseinheit, in neue Währung umgewandelt: 1 Pfund = 52,85 Rappen.

„48,000 Pfund!“ bot der Huserseppentoni. Er begleitete das Angebot mit einem Blick auf den Jost, der sagen wollte: Ich habe so lange Birnen wie du!

In rascher Folge steigerten sich die Angebote auf 52,000 Pfund. Der Huser hatte das letzte Angebot und war damit weitergegangen, als er im äußersten Fall zu bieten sich vorgenommen hatte. In der Hitze, als die Angebote aufeinanderprallten, hatte er nicht mehr gerechnet; jetzt trat eine Pause ein. Er rechnete den Zins zusammen von dieser Kaufsumme und erschrak . . . Die Zahlen wirbelten und tanzten ihm im Kopf herum. Das Schauspiel der Geldstagssteigerung drängte sich ihm in die Sinne. In dem Bild aber war der Huserseppentoni, der das Blumattheimen zu teuer erworben, an der Stelle des haltlosen Weinrad.

„52,000 Pfund zum ersten und andern Mal!“

Eine plötzliche Angst pochte im Herzen des Seppentoni. Wenn er „Zum dritten Mal“ rief . . . Beim Eid, so ist das Heimen zu teuer!

(Fortsetzung folgt).

Aus Augustin Kellers Studienjahren.

Nachdruck verboten.

Nach den Briefen an seine Braut.

Sarmenstorf, Sylvestertag 1826.

Gott zum Gruß.
Je länger ich bleibe,
Je länger ich schreibe.

Doch jetzt, meine Teuerste, habe ich hier des Bleibens nicht mehr. Bereit steht der Tornister vor mir und freut sich auf den

weiten, weiten Mitt — der traute Stab, mein einziger Reisegefährte, harrt stumm auf die Hand seines unmutigen Führers — meine sämtliche beschränkte Bagage liegt fertig zum Aufbruch — und ach, volle schmerzgefüllte Herzen gehen hin und her und bestürmen meinen Kaltstirn! Eine kummervolle Mutter, ein trauriger Vater, viele liebe Geschwister, die alle in meiner

Heimkunft ihr Heil und ihres Lebens Hoffnung erfüllt glauben, umsehen mich, geben traurige Bemerkungen, machen chronologische Rechenexempel, stellen verwirrte zwecklose Fragen, brechen meinen Gleichmut, der schon beim Abschied von einer unendlich teuer Geliebten in Wasser zerronnen. — Nicht ich, sondern die Hülle meiner Seele schreibt Dir dieses, um sich zu entladen, da Dein Trost mir nicht Hand bieten kann. Denn wenn Du diese Zeilen liefst, so bin ich lange nicht mehr in den Grenzen meines Vaterlandes, das so viele, einzig liebe Menschen mir erhält. Noch ein Kummer drückt mich, den ich noch niemand und nur in Dein Herz ausschütete. Nimmer glaube ich meinen Vater hienieden wieder zu sehen. Meine, armer Augustin; denn wohl vieler Tränen ist Dein Vater würdig. — Und doch laß uns der Hoffnung des Besseren vertrauen!

Der lieben Mutter willkommene Geschenk einigermaßen zu danken, nimm meine und Deine Dankbarkeitsgefühle und Herzlichkeiten zusammen und vergelte es ihr und grüße sie.

Deine Strafpredigt ist bitter süß, aber nicht logisch — entlehne von der Mutter die kantische Philosophie — dann sind Deine Predigten unübertrefflich.

Ich muß enden — muß fort! Du Teure, lebe wohl zum neuen Jahr!

Auf Wiedersehen!

Dein ewig treuer
Augustin.

So hat am Silvester 1826 der junge Augustin Keller geschrieben. Er war am 10. November einundzwanzig Jahre alt geworden und jetzt im Begriff, auf die Hochschule zu gehen. Noch an diesem Silvesterabend ist er abgereist.

Hundert Jahre also sind es diesen 10. November, daß der Mann geboren ward, der, etwa mit Heinrich Zschokke zusammen, wie einmal ein feiner politischer Kritiker gesagt hat, dem Kanton Aargau seine Physiognomie gegeben hat. Und es ist bis heute kein Sohn des Aargaus so populär geworden wie er, es sei denn vielleicht der General Fischer von Mersschwand, der die Aarauer Oligarchie gestürzt hat. Es ist eine merkwürdige Fügung, daß es zwei Freiämter gewesen sind, die dem Aargau die Freiheit geschenkt haben, deren er heute sich freut.

Die Politik wird nicht versäumen, den Tag zu begehen. Da dies unsere Sache nicht ist, wollen wir an dem Gidgenossen, der uns allen als Dichter aus unsern Schulbüchern und mit der Aufhebung der aargauischen Klöster aus der Schweizergeschichte wohl bekannt ist, der so tiefgehende Spuren hinterlassen hat, das Unsere in der Weise tun, daß wir ihm aus seiner Jugend und Berdezeit ein Gedenken stiften. Eine intimere Quelle für die Kenntnis seiner Entwicklung in den schönen akademischen Jahren und der Zeit, die an ihm gebildet, ließe sich nicht denken, als wie sie uns in den Briefen an seine Braut von den Seinen zur Verfügung gestellt worden ist.

Augustin Keller stammt aus gutkatholischem Bauernhaus, an der Spitze von elf Geschwistern. Es hat ihm nichts geschadet, daß er als Knabe in Haus und Feld wacker hat helfen müssen.

Es war eine gute Vorschule fürs Leben. Er lernte „arbeiten, dulden, entbehren, beten und — in keinem Sturm verzagen. Er habe dem praktischen Landleben ebensoviel wie dem Studium der Philosophie zu danken“ (Hunziker: A. Keller). Das „gute Mutterli von Sarmenstorf“, wie sie im Lande herum hieß, Frau Dr. Ruepp, eine Pestalozzi-Schülerin, hat sich dann des begabten Knaben im Nachbarhaus entscheidend angenommen. Mit Erzählen und Lektüre gab sie seinem Geist die Richtung. Dann mußte er auch die Predigt auswendig lernen, darin er ein ganzer Virtuos wurde.

„Meine Vorträge und Predigten zweiter Auflage waren die Veranlassung meiner Studien.“

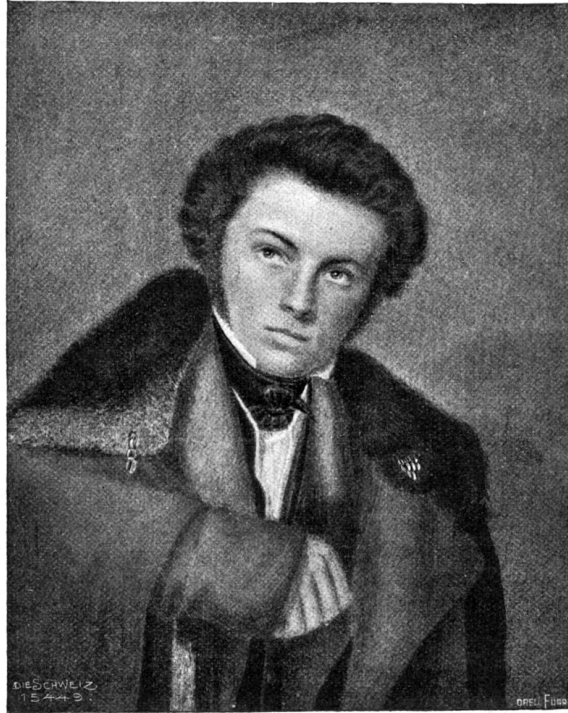
Auf dem Scheideweg meines Lebens stellte mir die Vorlesung mit seltsamer Fügung einen Kapuziner hin. Als ich nämlich im Jahr 1820 am Tage der jungen Fastnacht aus einer von einem Kapuziner in der Schloßkappelle zu Hiltikon über den Text: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich?“ gehaltenen Predigt nach Hause kam, war, wie fast alle Tage, der Großvater bei meiner Mutter. Ich mußte ihm aus der Predigt auftragen. Der volkstümliche und ergreifende Vortrag des Predigers hatte sich meinem Gedächtnis so lebhaft eingepägt, daß ich denselben so treu und lebendig wie noch keinen früheren wiederzugeben vermochte. Er ist mir jetzt noch im Gedächtnis. Als ich fertig war, wischte sich der Großvater die nassen Augen und sagte zur Mutter, die am Spinnrad saß: „Babeli, de Bueb mueß studiere!“ Am nächsten Sonntag ging er mit mir zu unserem damaligen Kaplan Meier und übergab mich ihm auf den Herbst zum Unterricht im Lateinischen. Am Allerseelestag 1820 deklinierte ich meinem blinden Onkel das Wort „alanda die Verche“. Als ich mit dieser meiner ersten lateinischen Dissertation ohne Anstand zu Ende gekommen war, sprach der erfreute Onkel:

„Du mußt eine Stütze der heiligen katholischen Kirche werden; Doktoren und Advokaten hat man genug, aber rechte Geistliche und Professoren hat man zu wenig. Großmutter, gebt dem Götli ein Glas Wein!“

Als der Kaplan sein Wissen an ihm erschöpft hatte, kam er in eine Privatanstalt im Toggenburg und dann an die Kantonschule in Aarau. Nach der Maturität besuchte er in vorläufiger Ermanglung eines Hochschulstipendiums den Lehrverein unter Heinrich Zschokke und Vital Trogler. Die beiden haben, wie er sagt, durch die Vermittlung der Humanität des achtzehnten Jahrhunderts nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt. „Hier habe ich das Fundament meines geistigen Lebens gegraben.“

Nun also sehen wir ihn an die Universität ziehen, mit einem Staatsstipendium, „um sich dem Studium der Philologie, Pädagogik, Geschichte, Philosophie und Nationalliteratur zu widmen“. Die Liebe und das Leben hatten gestiegt. Eine Vorstellung bei Pestalozzi hatte das Ihre getan. Er hatte sich in Aarau mit der Tochter des Professors Pfeiffer verlobt.

Wir werden im Folgenden, soweit der Raum es erlaubt, Augustin Keller selber das Wort geben. (Fortsetzung folgt).



Augustin Keller (geb. 10. Nov. 1805). Nach Aquarell.

† Josef Burgmeier.

(Geboren zu Grenthen 1844, gestorben zu Aarau 1905).

Der Herbststurm hat eine Eiche gefällt, einen Baum, der in der Blüte seiner Jahre weitherum in unserm Schweizerlande und über dessen Marken hinaus bekannt gewesen ist.

Josef Burgmeier war nicht einer der Großen, die in den Nationalen irgend einer Volksvertretung angehörten, kein mächtiger Kriegsherr, wohl aber ein Meister im Reiche der Töne. Ausge-